

Drei ausgewählte Texte aus der Sammlung

Aus dem Herzen gesprochen... Erfahrungen und Besinnungen

Gesammelt und aufgeschrieben von Barbara Zanetti

Ungeahnte Bilderwelt im Koma

Es war ziemlich genau die Zeit um den zweiten Mondknoten – mit 37 Jahren und 7 Monaten, als das Leben eine unerwartete Wendung nahm und sie zu ganz neuen Erfahrungen führte. An einem Sonntagmorgen erwachte sie und hatte den Eindruck, dass an ihrem Körper etwas anders sei als sonst. Zusammen mit ihrem Ehemann und dem Hund gingen sie wie gewohnt in den Wald spazieren. Als sie unterwegs mit einem Bekannten plauderten, hatte sie Mühe, das Gleichgewicht zu halten, sie lehnte sich an einen Baumstamm. Am Abend machte sie mit bei der schon lange angesagten Kammermusikprobe, welche bei ihnen zu Hause im alten Bauernhaus stattfand. Sie hatte starke Rückenschmerzen bekommen, konnte kaum mehr alleine aufstehen. Sie machte sich keine Sorgen, seelisch ging es ihr gut.

Am nächsten Morgen waren die Schmerzen so stark geworden, dass sie das Bett nicht verlassen konnte. Zum Glück hatte ihr Ehemann das Telefon ans Bett gebracht, bevor er das Haus verliess, um zur Arbeit zu fahren. Der Hausarzt verwies sie sogleich ans Spital und organisierte die Ambulanz. Sie erhielt Morphium. Weder die Röntgenaufnahmen noch die Blutuntersuchungen ergaben einen Befund. Sie machte grosse Fieberkurven hinauf und wieder hinunter, der Körper schien zu kämpfen. Schon befand sie sich eine Woche im Spital, und die Mediziner tappten immer noch im Dunkeln.

Da besuchte sie, zusammen mit ihrem Ehemann, ein befreundeter Nachbar, der als Anästhesist an einem anderen Spital arbeitete. Ihm gefiel ihr Zustand nicht, und offensichtlich hatte er den Eindruck, es werde zu wenig getan. Er setzte sich mit der Ärzteschaft zusammen und machte Druck, dass bestimmte Massnahmen durchgeführt wurden. Sonst würde er an die Presse gelangen. Dann fiel sie ins Koma, ganze zehn Tage lang. Da es ungewiss war, in welche Richtung es sich entwickeln sollte, wurden ihre Kinder ins Spital gerufen.

Am 25. Tag des Monats kam sie wieder ins Leben zurück. Eine tiefe Erfahrung während des Komas gab ihr die Kraft, zurückzukommen. Sie versteht es heute so,

dass damals die Entscheidung fiel, dass sie auf der Erde weiterzuleben hatte. Sie stand vor einem Feuer, zinnoberrot, sehr kräftig, das sich bewegte. Links daneben fließendes blautürkisfarbenes Wasser, das von oben herabströmte. Die Farben waren enorm eindrücklich, so dass alles andere ihr nur wie ein Abglanz davon erschien, matt und grau. Es war das zentral Berührende. Könnte man es eine Gegenwart nennen, pulsierend, kraftvoll, lebendig? Ein Bewusstsein, das sich in farbiger Energie darstellte?

Sie versuchte dann, dieses Geschehen zu verstehen. Ein Pfarrer erzählte ihr, dass man zu der Zeit, als die Menschen den Ätherleib noch sehen konnten, Christus in diesen Farben gemalt hatte. In einer Aufführung im Goetheanum in Dornach sah sie die beiden Farben wieder, in umgekehrter Anordnung. Wie auch immer, es war ein Erleben, das sich ihr tief einprägte, so dass es noch jetzt, nach vielen Jahren, in lebendiger Erinnerung ist.

Während den zehn Tagen, da sie im Koma lag, tat sich ihr eine ungeahnte Erfahrungs- und Bilderwelt auf. Äusserlich ruhiggestellt, scheinbar ohne Bewusstsein, bewegte es sich in ihren tieferen Seelenschichten. So sah sie sich selber wie in einem Sarg liegend, in eine dunkelblaue Atmosphäre eingehüllt, und die Augen ihrer Seelsorgerin, welche von oben auf sie herabblickten. In der äusseren Wirklichkeit war es sehr hell auf der Intensivstation. Die Seelsorgerin hatte sie aus der Ferne intensiv begleitet mit Gebeten und Meditationen. Sie stand täglich in Kontakt mit dem Ehemann der Kranken.

Am selben Tag schaute sie wie durch ein Fensterglas auf ihre Verwandtschaft, die sich versammelt hatte. Sie lachten, waren fröhlich, schienen ein Fest zu feiern. Sie bedauerte es, hinter der Glaswand zu sein und nicht zu ihnen hinübergehen zu können. Im Nachhinein verstand sie dieses Bild so, dass sie sich freuten über ihre Rückkehr ins Leben. Denn zu dieser Zeit hatten sie davon vernommen, dass die Wende zur Genesung eingetreten war. Später, in einem neuen Bild, sah sie sich bei Walkringen mit unbekanntem Menschen Waldweihnacht feiern. Es lag tiefer Schnee. Sie sah sich bergauf stapfen durch den Schnee. Dann kommt sie im Rütlihubelbad an, in einen Raum, wo sie gepflegt wird von ihrer Seelsorgerin.

In den Tagen des Kommas erhielt sie Heileurhythmie und Musiktherapie. Sie sah, wie die Musiktherapeutin eine Treppe hinunterstieg zu ihr. Links und rechts von der Treppe waren zwiebelartige Pflanzen mit langen, lanzettförmigen Blättern. Die Frau war sehr gross. Sie fragte die Bewusstlose, ob sie sie höre. Ja, sie hörte sie. Als sie dann später wieder bei Bewusstsein war sah sie, dass die Frau eher von kleinem Wuchs war. Das letzte Bild erschien, noch während des komatösen Zustandes, als man ihr den Tubus entfernte. Der Arzt, der dies tat, trug einen roten Bart. Er sprach: «Vögeli friss oder stirb.» Und zog den Tubus hinaus, sie hörte auch das entsprechende Geräusch.

1962, Lehrerin, Mutter, Heilpädagogin, Organistin

Inneren Frieden finden auf der Alp

Auf der Alp kann man den Frieden finden, meint er bedächtig, zieht an seinem Stumpfen und schaut in die Ferne. Seine Augen leuchten, eine ungewöhnliche Stille und Kraft geht von ihnen aus. Er war seit jeher ein naturverbundener Mensch, sei gerne mit den Tieren zusammen. Grundlage, um auf dem Berg zu leben sei, mit der Natur einig zu sein. Es ist erforderlich dort oben, auf ungefähr 2000 Meter Höhe, umgeben von Bergen, sich in den Naturzusammenhängen zu bewegen. Man muss die Natur bestimmen lassen, mit ihrem Rhythmus und ihren Gegebenheiten gehen, sonst kommt es nicht gut. Denn die Natur ist stärker als der einzelne Mensch.

Wenn ein Gewitter aufzieht, bricht er seine angefangene Arbeit ab, zieht sich in die Hütte zurück und wartet, bis es vorbei ist. Auch die Zeit des Melkens und Käsens bestimmen die Tiere, indem sie aus eigenem Antrieb zur Hütte kommen, um ihre Milch loszuwerden. Dieser natürliche Rhythmus empfindet er als tief heilsam, dadurch kann man zu sich selber kommen. Weil kein Zeitdruck da ist, kommt man nicht in den Stress. Er meint, auf der Alp könne man sich kein Burnout holen. Und weil da kein Druck ist, sei man zufriedener, werde nicht grad ungeduldig und ärgerlich, wenn etwas nicht so läuft, wie man es gerne hätte. Im Tal unten hingegen diktiert die Zeit, und die ist von Menschen gemacht. Mit all den Maschinen und angeheuerten Arbeitskräften muss eine optimale Auslastung des jeweiligen Arbeitsvorganges erreicht werden. Auch die Milch wird zu einer festgelegten Zeit vom Lastwagen abgeholt. Er erlebt diese Verpflichtung in einem bestimmten Zeitrahmen, dieses mehr nach einem äusseren Programm leben so, dass er dabei mehr in den Kopf kommt. Er muss mehr denken als auf dem Berg, wo er durch das so starke Eingebettetsein in der Natur eher aus dem Herzen heraus lebt, in Verbundenheit mit der ganzen Umgebung.

Nach dem Winter freut es ihn jeweils, vom Frühling im Tal in den Bergfrühling ziehen zu dürfen, der fast zwei Monate später stattfindet. Welche Vielfalt und Schönheit der Schöpfung zeigt sich da, in all den Blumen, Kräutern und verschiedenen Gräsern. Er findet es immer wieder faszinierend, so ohne Strom zu leben. Die Kühe werden von Hand gemolken. Am Abend, wenn es dunkel wird, zündet er eine Kerze an oder geht bald zu Bett. Auf dem alten Feuerherd kocht er, und auch den Käse stellt er auf dem Holzfeuer her, jeden Tag am Morgen verkäst er die Kuhmilch, am Abend die Ziegenmilch.

Zu essen gibt es, was grad vorhanden ist. Vieles davon ist selber hergestellt, naturnah produziert: Käse, Butter, Milch, Konfitüre. Da die Hütte nicht erreichbar ist mit dem Auto, gilt es gut zu überlegen, was jeweils vom Tal unten mitgebracht werden soll. Wenn die Tiere krank sind, verarztet er sie wenn möglich selber. Er nimmt sie in den Stall und gibt ihnen Heu zu fressen. Oft hatte er den Eindruck,

dass sie es ihm dankten, sie zeigen sich besonders zutraulich, wenn sie dann wieder auf die Weide springen können.

Ja, die Tiere, von ihnen lerne er viel, immer noch nach so langer Zeit als Bauer lebend. So würden sie zum Beispiel trotz starkem Nebel immer den Heimweg zur Hütte finden. Er selber hingegen habe sich einmal verlaufen, als er von der Nachbarhütte, nur eine kurze Strecke entfernt, heimkehren wollte. Dank eines Steinmäuerchens konnte er sich dann orientieren und die Hütte finden. Vom fremden Vieh, das er den Sommer über hütet, sind einige Tiere manchmal verwildert, kaum an Menschen gewöhnt. Er nimmt sich die Zeit, lernt sie kennen und macht sich mit ihnen vertraut.

Mehrmals schon erlebte er dann, dass der Besitzer der Tiere am Ende des Alp-sommers seine Tiere nicht mehr erkannte, so verändert zeigten sie sich. Und er hat den Eindruck, dass auch die Tiere gerne auf den Berg gehen. Als eine seiner eigenen Kühe umständehalber im Tal bleiben musste, sei sie lange Zeit nervös und hässig gewesen.

Hier oben erlebt er es intensiver, dass es eine höhere Macht gibt. Diesen Sommer gab es einen starken Steinschlag, der gerade neben einer Gruppe von etwa dreissig Rindern niederging. Er befürchtete, dass einige dabei getötet worden waren. Als der Berg sich beruhigte, gingen sie nachsehen – und o Wunder, keines war verletzt, abgesehen von einigen kleinen Schrammen.

Hier oben, wo kein markierter Wanderweg zur Alp führt, kommen selten Menschen vorbei. Wenn das doch einmal der Fall ist, haben solche Begegnungen einen grösseren Stellenwert, als wenn er im Tal oder in der Stadt ist. Man nimmt sich Zeit füreinander, tauscht aus, gleichgültig, ob man sich kennt oder nicht.

Es fällt ihm auf, dass er trotz des strengen Arbeitsalltages auf der Alp viel weniger müde ist am Abend als im Tal. Hat es mit der Natur zu tun, die Kraft gibt? Mit der elektrischen Abstrahlung der Berge und Felsen ringsum? Oder auch damit, dass es so still ist hier, kein Lärm der Zivilisation, nur Naturgeräusche, ganz selten einmal ein Flugzeug, das am Himmel vorüberzieht. Er meint, dass er hier erlebe, was unten einige Menschen im Yoga suchen, diese innere Ruhe, das Ankommen bei sich selber.

Diesen Sommer lernte er Alphorn spielen, und so bliesen seine Alpgehilfin und er jeweils am Abend den Alpsegen in die Runde. Und drückten damit auch ihre Dankbarkeit aus, dass sie wieder einen Tag erleben durften, an dem sie verschont geblieben sind vor Unglück und Ungemach.

Die Lieder, welche sie im Jodlerklub lernen und vortragen während des Winterhalbjahres, vermag er auf eine ganz neue Art zu singen, seit er selber auf den Berg geht. Weil er erfahren hat, wie das Leben dort abläuft, und es nun vom Herzen her ausdrücken kann. Lassen wir zum Schluss dieses Berichtes eines dieser alten Lieder sprechen:

Lueget, vo Bärge u Tal
flieht scho der Sunnestrahl;
lueget uf Aue u Matte
wachse die dunkele Schatte.
D'Sunn uf de Bärge no sctoht,
o wie sy d'Gletscher so root!

Lueget, da aben am See:
heime zue wändet si's Veh;
loset wie d'Glogge, die schöne,
fründlich vom Moos us ertöne.
Chüjerglüt, üseri Luscht,
tuet is so wohl i der Bruscht.

Still a de Bärge wird's Nacht,
aber der Herrgott, dä wacht.
Gseht er das Stärnli dort schyne?
Stärnli, wie bisch du so fryne.
Gseht er, am Näbel dort sctohts
Stärnli, Gott grüess di, wie gohts?

Loset, es seit is: «Gar guet!
Het my nid Gott i der Huet?
Fryli, der Vatter vo allne
laat is gwüss wäger nid falle.
Vatter im Himmel, dä wacht.»
Stärnli, liebs Stärnli, guet Nacht!

1958, Zimmermann, Bauer

Geheimnisvolles Gespür für das Unsichtbare

Plötzlich stellten sich ihm die Nackenhaare, als er im Garten am Arbeiten war – grobe Arbeit mit Bagger und Motorsäge. Ein Prickeln durchfuhr ihn. Es drehte ihm den Bagger so merkwürdig weg, sollte er mit ihm abrutschen? Er besann sich, dass er nach der Besprechung mit der Gartenbesitzerin vergessen hatte, seine gewohnte, bewusste Ausrichtung für die Arbeit zu nehmen. So holte er sie nach, sprach, dass

er im Guten komme und für den Garten und die dort lebenden Wesen eine Aufwertung anstrebe durch seinen Eingriff. Daraufhin beruhigte sich die Situation in diesem abgelegenen, verwilderten Garten. Der Naturgeist, den er immer wieder vorbeihuschen sah, wurde ruhiger, schliesslich zog er um in den nahen Wald hinauf. Tage danach hörte er dort immer wieder einen abgebrochenen Giebel eines Baumes im Winde ächzen. An einem Tag, als es windstill war, bewegte sich der Giebel weiterhin und krachte dann unerwartet zu Boden.

Er versuchte den Besitzern aufzuzeigen, wie gut dieser Ort war, kraftvoll und belebt. Sie schienen es nicht annehmen zu können, meinten, nur er könne das wahrnehmen. Als er im darauffolgenden Jahr wieder dort zu tun hatte, erlebte er den Garten als sehr belebt und von vielen Tieren bewohnt, Schlange und Haselmaus, Reh und Wespen und andere mehr seien hier heimisch geworden. Als er an der Südseite Brombeeren hackte, sah er eine Wespe auf sich zukommen. Er entdeckte dort, neben der alten Eiche, dass sie zwei Erdnester hatten. Es war jene Stelle, wo es ihm im Vorjahr den Bagger hatte wenden wollen.

Sein Gespür für das Unsichtbare, das uns umgibt, das Vertrauen in die spirituelle Führung, ist für ihn wegleitend beim Arbeiten und im Leben überhaupt. So begann er vor 35 Jahren als einer der ersten Landschaftsgärtner, naturnah zu arbeiten, ohne Gift und wenn immer möglich im Einklang mit dem Garten und seinen Bewohnern.

Schon als kleiner Knabe war er verbunden mit den feinstofflichen Ebenen und hatte entsprechende Erfahrungen gemacht. Da es in der Familie ins Lächerliche gezogen wurde, sprach er nicht mehr davon. Doch faszinierten ihn auch als Jugendlichen die Fähigkeiten eines Uri Geller, und er beschäftigte sich mit dem Phänomen der Ufos.

Eine der ersten Erfahrungen damit, dass es mehr gibt als wir denken können und dass die Welt nicht einfach nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung funktioniert, machte er mit dem Familienhund. Schon in jungen Jahren ging er viel mit ihm in die Natur. Der Hund war sehr nervös, durch eine traumatische Erfahrung hatte er Angst vor allem, was sich bewegte, und bellte es an. Allen guten Bemühungen zum Trotz konnten sie ihm das nicht abgewöhnen. So waren sie wieder einmal zusammen unterwegs und sassen dann lange zusammen auf dem Boden. Da erblickte er einen Fuchs, der aus dem Dickicht heraushuschte und in einer Entfernung von nur etwa fünf Metern vor ihnen vorbeispazierte. Er umarmte den Hund und hielt ihn dicht an sich gedrückt. Dieser blieb still, schaute auch dem Fuchs nach und machte keinen Laut.

So wie damals als kleiner Junge ist er auch heute in seiner Arbeit in einem «anderen Modus», wie er es ausdrückt. Dieser wechselt automatisch nach der Besprechung der Arbeit mit den Gartenbesitzern. Er ist weniger mit dem Denken als mit dem Herzen bei der Arbeit, ganz konzentriert, es existiert nichts anderes dann. So findet er sich beim Bäumeschneiden mit den Bäumen sprechend. Dieser Modus sei

geprägt durch Achtsamkeit und den Respekt vor allem, was leben will. Er wiederholt, dass diese Haltung viel mit Vertrauen zu tun hat. Auch damit, sich zu öffnen für das, was da ist. Es gelte wach zu sein, Zeichen wahrzunehmen, auch auf sich selber zu hören. So ist er bei der Arbeit im Garten verbunden mit vielem, was da ist. Und erlebt immer wieder die Vielfalt des Lebens.

So auch, als er eines kalten Wintertages am Brombeerenschneiden war mit der Baumschere. Da stellten sich ihm die Nackenhaare, und es dachte ihm aus dem Nichts heraus: Pass auf, da will dich eine Schlange beißen. Er liess daraufhin die Arbeit sein. Diese Schlangenkraft in den Gärten kennt er. Hier war die Drohung zu beißen eine Botschaft, abzulassen.

Vor manchen Jahren übernahm er einen Garten, aus dem er alles ausländische Gewächs herausholte. An einem geeigneten Ort pflanzte er einen Rosmarin, der sich sehr gut entwickelte und bis zu anderthalb Meter hoch wurde. Er versperrte zusehends den Weg, deshalb kürzte er ihn ein. Als er am nächsten Tag daran vorbeispazierte, nahm er wahr, dass da jemand schmollte. Er erkannte ein Nest von Gnomen, deren Schutz er genommen hatte durch das Einkürzen des Rosmarins.

Mit seinem eigenen Garten ist er so verbunden, dass er sich wie ein Teil seiner eigenen Aura anfühlt. Erfahrungen in anderen feinstofflichen Ebenen liessen ihn weitersuchen und -lernen. Heute arbeitet er mit verschiedenen Methoden, nicht nur mit Gärten und deren Bewohnern, sondern auch mit Menschen und Tieren. Methoden, welche sich ergänzen, zusammen ein Ganzes bilden.

1958, Landschaftsgärtner